

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31888-9

Aus dem Italienischen von Anja Jonuleit-Schreiner

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



Marcello Fois

*Besser tot*

Roman

Scherz

*Der Autor*

Marcello Fois, geboren 1960, gilt als der Erneuerer des italienischen Kriminalromans. Zusammen mit Carlo Lucarelli und Lorianò Macchiavelli gründete er die «Gruppe 13», eine Produktionskooperative italienischer Krimiautoren. Marcello Fois gewann 1992 den «Premio Calvino».

*Die Namen der Personen in diesem Buch sind frei erfunden. Wer seinen Namen dennoch darin wiederfindet, der möge mir vergeben. Die hier erzählte Geschichte ist ein Produkt meiner Phantasie: Sie ist frei erfunden, könnte aber möglich sein.*

*Ich danke Danila Comastri, dass sie mir freundlicherweise gestattet hat, ihren Namen zu verwenden.* M.F.

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel  
«Meglio Morti»

bei Granata Press, Bologna

Umschlaggestaltung: jaDESIGN, Bern: Julie Ting & Andreas Rufer

Umschlagbild: Giuseppe Ceschi

1. Auflage 2000, ISBN 3-502-51741-X

Copyright © 1999 by Giulio Einaudi Editore S.p.A, Torino

Alle deutschsprachigen Rechte beim Scherz Verlag,

Bern, München, Wien

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Ein Stück weiter vorne lichtete sich der Wald, und man konnte eine große gerodete Fläche erkennen. Die schwarze Erde duftete würzig und sah frisch zerwühlt aus.

«Wildschweine», bemerkte Elio Parodi und beugte sich hinab, um die Spuren näher zu betrachten. Er rückte sich die Doppelflinte zurecht, die er über der Schulter trug, und bedeutete seinen beiden Jagdgenossen, genauer hinzusehen.

«Sie sind frisch», verkündete er feierlich. Dann, an Maresciallo\* Pili gewandt: «Es ist Zeit, die Hunde rauszulassen.»

Der Maresciallo ließ sich das nicht zweimal sagen, und in militärisch strammer Haltung machte er sich auf den Weg. Ihr Transporter war ganz in der Nähe geparkt, und die Hunde hatten schon Witterung aufgenommen und bellten aufgeregt.

«Das ist ein gutes Jagdgebiet hier», meinte Elio Parodi und forderte Luigi Masuli auf, sich umzusehen.

«Mir ist nicht ganz wohl zumute», beklagte Luigi sich. «So geht es mir immer, wenn ich mit dir auf die Jagd gehe.»

«Wenn du mit mir auf die Jagd gehst», wiederholte Elio Parodi, ohne dabei den Blick vom Boden abzuwenden, «dann habe ich vorher zwei Wochen gebraucht, um dich überhaupt so weit zu kriegen. Schau mal, der hat mindestens achtzig Kilo!» Er zeigte auf einige besonders deutliche Hufabdrücke.

Luigi Masuli nickte, obwohl er keinen Blick auf die Spuren geworfen hatte. «Verdammte Kälte», fluchte er und klatschte ein paarmal in die Hände, um sich aufzuwärmen.

Der Weg zur Strada Statale, an der sie den Transporter geparkt hatten, war übersät mit Müll. Maresciallo Pili schlug sich den Kragen hoch. Es war kalt, und die Eichen verströmten einen Geruch nach verkohltem Holz. Das Laub raschelte unter seinen

\* Wachtmeister

schweren Stiefeln, und die Kälte ließ seinen Atem sichtbar werden. Er hatte sich zu diesem Jagdausflug überreden lassen, aber jetzt bereute er es bereits. Die geringste Anstrengung war ihm schon zuviel, und die dreihundert Meter bis zur Straße erschienen unendlich. Er hockte sich hin, die Hände auf den Knien, schwer atmend. Er richtete den Blick auf den Wegrand und dachte an den elenden Sommer, den er hinter sich hatte und an den verfrühten Wintereinbruch. Er spürte die stille Verlassenheit dieses Ortes, spürte die unsichtbare Gegenwart der Menschen, die als Zeichen ihrer Anwesenheit ihre Abfälle weggeworfen und hier unter den Bäumen an einem der letzten warmen Herbsttage ein Picknick gemacht hatten. Traurig stand er auf und gelangte schließlich zu dem müllübersäten Picknickplatz.

Hinter sich hörte er die Stimme Luigi Masulis:

«Was ist nun mit den Hunden? Wir dachten schon, du hättest dich verlaufen!»

«Diese Schweine werfen ihren Dreck überall hin», donnerte der Maresciallo und bückte sich, um einen Schuh aufzuheben. «Denen ist nichts mehr heilig, sieh nur, jetzt werfen sie sogar schon Klamotten weg!»

Während er sprach, drehte er sich nicht einmal um, sondern sammelte weiter die weggeworfenen Sachen ein. Plötzlich hielt er inne und blickte sich suchend nach einer Tüte oder etwas anderem um, in das er den Müll hätte hineintun können.

Luigi Masuli beobachtete ihn, ohne sich zu rühren.

«Also, was steht jetzt an? Die Wildschweinjagd oder Großreinemachen?», fragte er mit spöttischem Unterton.

Maresciallo Pili antwortete nicht. Er hatte inzwischen einen ziemlich großen Pappkarton gefunden und war dabei, Teller, Flaschen, Dosen und Kleidungsstücke hineinzutun, die er mit spitzen Fingern aufsammelte.

«Ich hol jetzt die Hunde», kündigte Luigi Masuli an. «Wenn du fertig bist, kannst du ja zu uns stoßen. Ansonsten treffen wir uns in ein paar Stunden am Transporter.»

Es erschien ihm eine ausreichende Strafe, diesen Mann seinem Schicksal zu überlassen, seiner fixen Idee von einer sauberen Umwelt. Auf dem Weg zur Straße drehte er sich noch einmal um

und sah, wie der Maresciallo vornüber gebeugt weiter den Müll einsammelte.

«Du hast sie ja nicht mehr alle!», rief er ärgerlich, weil der andere überhaupt nicht reagiert hatte. «Wieso musst du gerade jetzt im Müll rumwühlen? Ich gehe jedenfalls!» Er zögerte, wie um ihm damit Gelegenheit zu geben, doch noch seine Meinung zu ändern und mitzukommen.

«Schweine», wiederholte der Maresciallo resigniert.

«Du bist doch total fertig, Nicola», sagte Luigi. «Du hast die Sache immer noch nicht überwunden. Ach, mach doch, was du willst. Ich lass jetzt die Hunde raus.»

Rocki, eine Kreuzung aus Bracke und Setter, begrüßte seinen Herrn stürmisch.

«Ist ja gut, Platz!», befahl Elio Parodi gutmütig. Aber das Tier war zu lange eingesperrt gewesen und sprang und drehte sich aufgeregt im Kreis. Der andere, ein kleiner Mischlingshund, den alle Groddo nannten, schnüffelte, die Schnauze dicht über dem Boden, als würde ein Magnet ihn dort unten halten.

«Wieso hat es denn so lange gedauert?», fragte Elio Parodi und versuchte noch einmal, seinen Hund zu beruhigen.

Luigi Masuli zuckte die Achseln. «Der ist nicht mehr bei Trost! Als ich kam, war er gerade an der Straße beim Müllsammeln.»

Elio Parodi zog seinen Hund heftig am Halsband.

«Er hat eine schlimme Zeit hinter sich», sagte er und ließ sich von seinem Hund bis auf die Lichtung schleppen. «Ich möchte nicht wissen, was *du* an seiner Stelle machen würdest. Man muss ihn einfach in Ruhe lassen.»

«Niemand hat ihm die Schuld gegeben», betonte Luigi Masuli. «Keiner hat das vorhersagen können. Wer hätte denn auch nur im Traum daran gedacht, dass hier bei uns so etwas passieren könnte?»

«Ich spreche mal mit ihm», beschloss Elio Parodi. «Pass gut auf die Hunde auf, sie sind sehr unruhig. Du hattest Recht, dies ist wirklich gutes Wildschweingebiet.»

Maresciallo Pili saß am Straßenrand, die Beine locker von sich

gestreckt. Noch einmal schlug er seinen Kragen hoch. Er war müde. Viel müder als er eigentlich hätte sein dürfen. Den Pappkarton mit dem Müll hatte er beim Transporter abgestellt. Ein eisiger Wind wehte, und der Himmel sah nach Schnee aus.

Elio Parodi kam den Weg entlang, eine unangezündete Zigarre im Mundwinkel.

«Was ist los?», fragte er und setzte sich neben den Freund.

«Was los ist? Nichts ist los. Was soll denn los sein? Du weißt doch, dass mich die Jagd nicht übermäßig interessiert. Ich bin eigentlich nur mitgekommen, um ein bisschen frische Luft zu schnappen.»

«Wirklich toll», meinte Elio Parodi ironisch. «Schöne Jagdfreunde seid ihr mir: Der eine kommt mit, weil er ein bisschen an die frische Luft will, und der andere weiß zwar, wo das Wild sich versteckt, kriegert aber den Hintern nicht hoch!»

Er versuchte, seine Zigarre anzuzünden, indem er die Hände zu einem schützenden Trichter formte.

«Nicht anzünden!», fuhr ihn der Maresciallo vorwurfsvoll an. «Siehst du denn nicht, wie trocken alles ist? Wenn es hier erst einmal brennt, dann bekommt keiner mehr das Feuer unter Kontrolle.»

«Hier, nimm einen Schluck, dann wird dir warm.» Elio Parodi hielt dem Freund einen Flachmann hin und steckte die Streichhölzer wieder in seine Jackentasche. «Du lässt keinen mehr an dich ran, Nicola», sagte er leise.

Der Maresciallo nahm einen Schluck Schnaps und verzog das Gesicht. Er ließ tatsächlich keinen mehr an sich ran.

«Ich hör auf», sagte er. «Ich geh weg vom Militär. Schon im Sommer habe ich daran gedacht. Ich frage mich, warum ich es nicht gleich gemacht habe.»

«Niemand gibt dir die Schuld. Es kam, wie es kommen musste. Wer hätte das schon vorher wissen können?»

«Ich! Ich hätte es wissen müssen. Alles war von Anfang an klar. Ich war einfach unfähig, es zu erkennen, und habe nicht nach links und nicht nach rechts gesehen. Nur ein Blinder hätte so gehandelt wie ich. Nichts war mehr so, wie es vorher war. Ich

hätte daran denken müssen. Gleich nach dem Selbstmord hätte ich einfach daran denken *müssen!*»

«Du meinst also, *du* hättest damals in die Zukunft sehen müssen!» Elio Parodi nahm die Flinte von der Schulter und legte sie ab. «Und Richter Corona hatte ja auch keinen blassen Schimmer!», meinte er abschließend.

Der Maresciallo lächelte bitter.

«Seit zwei Monaten versuche ich, mit ihm zu sprechen, aber da ist nichts zu machen. Mir wurde gesagt, er sei krankgeschrieben und zur Erholung weggefahren. Aber das stimmt nicht, denn vor drei Tagen noch habe ich bei ihm im Haus Licht gesehen.»

«Sicher war das für ihn ein schwerer Schlag», gab Elio Parodi zu bedenken. «Ich verstehe gut, dass er niemanden sehen will.»

Der Maresciallo sprang auf und stampfte mit den Füßen auf den Boden, um das taube Gefühl in seinen Beinen loszuwerden. Es wurde langsam Tag. Eine blasse Sonne leuchtete schwach hinter einer dichten grauen Wolkendecke. Er wollte nicht mehr darüber reden.

«Was ist jetzt mit den Wildschweinen? Gibt es hier welche oder nicht?», fragte er.

Elio Parodi sprang ebenfalls auf. «Ob es hier welche gibt? Ich sage dir, morgen werden wir mindestens drei erlegt haben!»

Er wandte sich zur Straße und hob das Gewehr auf.

In dem Moment hörte man schnelle, dumpfe Schritte auf dem Waldboden und ein aufgeregtes Winseln.

Auf dem Weg erschien Luigi Masuli, völlig außer Atem. Er war die ganze Strecke gerannt und hatte die Hunde hinter sich hergezerrt.

«Kommt schnell», keuchte er. «Schnell!», rief er noch einmal, diesmal lauter. Das Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Etwa zwanzig Meter von der Lichtung entfernt hatten die Hunde etwas gefunden. Unter einem Myrtenstrauch war die lockere schwarze Erde zerwühlt und eine kleine, magere Hand ragte aus dem Boden.

«Wir müssen Hilfe holen», rief der Maresciallo. «Schafft die

Hunde weg. Achtet darauf, dass ihr nichts anfasst und die Spuren nicht zertrampelt.»

Die Hunde waren wie rasend, und ehe Luigi Masuli es sich versah, hatten sie ihn schon herumgeschleudert und zum Busch gezogen. Mit einem kräftigen Ruck versuchte er, sie wegzuziehen und zum Transporter zurückzubringen. Er wirkte benommen, und es gelang ihm nicht, die Hunde weiter als zehn Meter von der Stelle wegzuführen.

Maresciallo Pili holte ein Taschentuch aus seiner Jacke und bedeckte damit die kleine Hand. Die Wühlspuren zeigten, dass die Erde weiter unten genauso dunkel war wie an der Oberfläche. Eine Haarnadel ragte aus dem Boden.

«Wir müssen sofort die Polizei holen», wiederholte er mit ausdrucksloser Stimme.

«Was . . .», Elio Parodi setzte zu sprechen an. Die ganze Zeit war er stumm daneben gestanden. Als sein Blick nun auf die leblose kleine Hand fiel, schwankte er ein wenig. «Wer mag das sein?», fragte er, um wieder einen klaren Gedanken zu fassen.

Der Maresciallo sprang auf.

«Ihr müsst jetzt losfahren und die Polizei holen! Ich bleibe hier und warte.»

Elio Parodi erwachte plötzlich aus seiner Benommenheit.

«Die Polizei», wiederholte er. «Natürlich. Und du wartest hier . . .»

Er drehte sich um und ging zu Luigi Masuli, dem es mit Mühe und Not gelungen war, die Hunde in den Transporter zu sperren.

«Was soll ich sagen?», fragte Elio Parodi und blickte sich noch einmal um.

Der Maresciallo atmete tief durch.

«Sag ihnen, wir haben Ines Ledda gefunden.»

Paolo Sanna wartete noch ein paar Minuten. Aufwachen hieß nicht, dass man gleich die Augen öffnen musste. Die Stimmen, die aus der Küche drangen, bildeten eine Brücke zwischen Schlaf und Wachen. Im Bett war es wohligh warm, und Paolo lag ganz still, damit die Kälte im Zimmer nicht unter seine Decke dringen konnte. In seiner Vorstellung war Kälte automatisch mit Härte verbunden: Kälte war immer irgendwie hart. Wärme hingegen war weich und hatte eine Stimme. Eine Stimme, die zum Nichtstun verführte. Paolo fühlte, wie sich seine Brust hob und senkte, und spürte, wie sein warmer Atem ins Zimmer strömte, gerade so, als wollte er ihm einen warmen Tunnel durch die Kälte seines Zimmers bahnen.

Er blinzelte.

Die vertrauten Dinge erschienen und verschwanden wieder. Die Stimmen aus der Küche wurden lauter oder nun deutlicher. Das Klappern eines Tellers, einer Tasse, die Beschwörungsformeln, Stille, dann eine Antwort.

«Tja, mein Kind. Da will dir jemand wirklich Böses.»

Die Bemerkung kommt von einer alten Frau, die nicht viel größer ist als ein Kind. Sie trägt ein Tuch um die Schultern. Eine junge Frau sitzt neben ihr. Sie runzelt die Brauen und schüttelt den Kopf. Bei der jungen Frau steht ein zwölfjähriges Mädchen, das trotz seines Alters brav und folgsam wirkt. Die Kleine trägt einen braunen Mantel mit Pelzkragen. Eine Schleife von der gleichen Farbe hält ihr langes, dunkles Haar zurück, das frisch gekämmt über ihren Rücken fällt. Eine richtige kleine Dame ist sie: Sie spricht nur, wenn sie dazu aufgefordert wird und beim Antworten hält sie den Blick gesenkt.

«Ich kann mir nicht vorstellen, wer das sein könnte», sagt die Mutter des Mädchens plötzlich, den Blick auf einen Teller mit Wasser gerichtet, auf dem lauter kleine Fettaggen schwimmen. Große Salzkörner bilden kleine Kristallinseln in der Flüssigkeit.

«Und doch spüre ich den bösen Blick», beteuert die Alte. «Hast du dein Hemd verkehrt herum angezogen, wie ich dir gesagt hatte?»

Die jüngere Frau nickt und schiebt den Kragen ihrer Bluse beiseite, um der Alten die Nähte ihres wollenen Unterhemds zu zeigen.

«Und du», wendet sich die Alte an das Mädchen. «Hast du die Reliquie auch immer bei dir?»

«Natürlich!», fällt die Frau ein. «Zeig Tante Badora, dass du sie dabei hast.»

Das Mädchen knöpft gehorsam den Mantel auf und zeigt einen kleinen Beutel, der mit einer Sicherheitsnadel am Innenfutter festgesteckt ist.

«Es hilft nichts», sagt die Frau. «Ich weiß, dass da irgendetwas ist. Diese Kopfschmerzen, die einfach nicht mehr weggehen wollen, und dann ist mir im Haus immer ganz unbehaglich zumute. Und dieses Kind hier brütet ständig etwas aus. Dauernd muss ich mir ihr zum Arzt. Siehst du denn nicht, dass sie immer weniger wird!»

Sie nimmt den Arm des Mädchens und zeigt der Alten ein mageres Handgelenk. Wie um die Besorgnis der Mutter zu untermalen, zieht das Kind ein Taschentuch hervor und schneuzt sich die Nase mit zierlichen Bewegungen.

Die Alte steht auf, tunkt ihre Fingerspitzen in die Mischung aus Wasser, Öl und Salz und geht zu der jungen Frau. Sie murmelt ein Gebet, berührt deren Stirn und gibt ihr einen Schluck davon zu trinken. Das Gleiche macht sie mit dem Mädchen.

«Hast du an die Kleidungsstücke gedacht?», fragt sie.

Verschämt zieht die Frau zwei weiße Unterhosen aus ihrer Tasche, die sie die ganze Zeit auf dem Schoß gehalten hatte, und reicht sie der Alten.

Die Alte umfasst die beiden Unterhosen fest mit den Händen, murmelt erneut einige Beschwörungsformeln und gibt sie der Frau schließlich wieder zurück.

«Die müsst ihr anziehen», befiehlt sie. Daraufhin wendet sie sich an die Frau. «Lasst eine Messe lesen.»

Die Haustür fiel mit einem dumpfen Knall ins Schloss und Paolo fuhr vor Schreck zusammen. Mit einer raschen Bewegung schlug er die Decke zurück und ließ die kalte Luft mit voller

Wucht auf seinen Körper prallen. Wenn Kälte nicht nur hart, sondern auch noch schwer wäre, dann hätte er sich nicht überwinden können aufzustehen. Aber nun stand er doch auf. Irrendwie war alles verkehrt.

Salvatora Fenu, *Badora*, machte sich für die Morgenmesse fertig. Sie strich ihr weißes Haar zurück und band das Tuch mit einem großen Knoten unter dem Kinn zusammen.

In der Küche war es gemütlicher als in seinem Zimmer. Hier herrschte eine angenehme Wärme. Der Ofen lief auf vollen Touren. Die Milchkanne war mit einem Unterteller zugedeckt und stand zum Warmhalten auf der Heizplatte. Die Tasse mit dem Kaffee stand bereits auf dem Tisch.

Das Gesicht noch vom Schlaf verquollen, setzte sich Paolo auf seinen Platz, auf dem eben noch die junge Frau gesessen hatte.

Er langte zum Brotkorb hinüber, nahm sich ein Stück Carasau heraus und zerkrümelte den Blätterteig über seiner Tasse.

Die Alte hatte sich inzwischen ihren Schal um die Schultern gebunden und war gerade dabei, die Fransen zurechtzupfen. Ein Rosenkranz aus schwarzen Perlen war um ihre linke Hand gewickelt. Sie trat zum Herdofen, griff mit der freien Hand nach der Milchkanne und stellte sie auf die Marmorplatte des Tisches zwischen Brotkorb und Tasse. Mit der Hand, in der sie den Rosenkranz hielt, berührte sie den Nacken des jungen Mannes und bekreuzigte sich.

«Bist du noch da, wenn ich zurückkomme?», fragte sie.

Paolo antwortete mit einem Schulterzucken. Dann goss er sich heiße Milch ein. Während er darauf wartete, dass das Brot weich wurde, blies er in die Tasse und sah, wie die Flüssigkeit darin sich leicht kräuselte.

«Also, ich gehe jetzt», sprach die Alte ungeduldig.

«Um zehn treffe ich mich mit Giovanni Locche wegen einer Arbeit auf einer Baustelle», sagte Paolo.

Badora war erleichtert. Dieser Junge war einfach immer schlecht gelaunt, immer mürrisch. Aber diesmal hatte er wenigstens geantwortet.

«Um zehn bin ich längst wieder zurück», meinte sie abschließend und ging.

Die Morgenstunde schien Paolo Sanna die beste, ja die einzige Stunde des Tages zu sein, in der man über die Zeit nachdenken konnte. In dieser Stunde hatte man Muße für wichtige Gedanken: Warum wird das Leben eines Menschen in Tagen gezählt? Haben denn die Nächte gar kein Gewicht, weil man dann schläft und es beinahe so ist, als wäre man tot? Und warum können dann die Nächte trotzdem entscheidend sein? Eigentlich wäre es doch besser, wenn man jeden Abend sterben und morgens wieder neu auf die Welt kommen würde. Welchen Sinn hatte es denn schon, sich abends ins Bett zu legen, wenn einen die Dämonen, die einen den Tag über verfolgten, doch nicht in Ruhe ließen?

Während er diesen Gedanken nachhing, hatte er seine Milch ganz ausgetrunken. Der Zucker hatte sich nicht ganz aufgelöst, und auf dem Grund seiner Tasse hatte sich ein kleiner Satz gebildet, der, wie er wusste, besser aussah, als er schmeckte.

Der Stuhl neben seinem, auf dem kurz zuvor noch das Mädchen gesessen hatte, stand ein wenig vom Tisch abgerückt. Paolo langte hinüber und schob den Stuhl bis ganz an die Marmortischplatte heran, so dass er genau parallel zum Tisch stand.

Sein Blick fiel plötzlich auf ein kleines, weißes, zerknittertes Stück Stoff, das auf der Sitzfläche des Korbstuhls lag. Ein Kindertaschentuch.

Er spürte, wie sein Kreislauf in Schwung kam, wie die Müdigkeit langsam von ihm abfiel und er wieder im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war. Das Morgenlicht kündigte wieder einmal einen grauen Tag an, der an sich ein Tag voller Aktivität hätte werden können. Aber nicht für Paolo Sanna. Wenn er daran dachte, was in ein paar Stunden sein würde, so sah er absolut nichts. Sicher, da war dieses Vorstellungsgespräch. Und die Aussicht, stundenlang unterwegs zu sein, um sich bei Leuten vorzustellen, die einen kräftigen jungen Mann von 28 Jahren gebrauchen könnten. Dann das Fußballtraining vom Verein; aber Samstag vormittag ist ja gar kein Training. Und Sonntag wäre diesmal auch kein Spiel, weil turnusmäßig eine andere Mannschaft an der Reihe war.

Weniger als nichts versprach dieser kalte, ungemütliche Tag zu bringen. Nicht einmal schneien wollte es.

Der Gedanke an diesen Tag, der mit seinen vielen Stunden vor ihm lag, deprimierte ihn. Daran zu denken, dass er mit Leuten würde zusammensein müssen, die alle so taten, als wüssten sie genau, was das Leben ihnen bringen würde. Paolo konnte die Selbsttäuschung dahinter förmlich spüren, die einen jeden Morgen wieder aufs Neue aufstehen lässt, immer in der Hoffnung, dass etwas geschehen möge. Aber heute morgen war nichts davon zu spüren. Denn nichts schien Gestalt anzunehmen. In seinem Kopf herrschte ein wirres Durcheinander. Und er ließ sich immer weiter fallen, versank in einer Tiefe, die jenseits aller Vorstellungskraft lag, die ins Bodenlose ging. Dort, wo er jetzt war, gab es nur noch den Schmerz, der ihm fast so etwas wie Genugtuung bereitete. Diese Genugtuung war wie ein Sandkorn, eine Laune des Schicksals, war einfach da, wie eine Larve, eine Amöbe, ein winziges Ding . . .

Dann wäre es schon besser, tot zu sein.

Dann besser tot. Was soll man nur den ganzen Tag über tun? Was soll man tun, wenn man spürt, dass man langsam, aber sicher den Verstand verliert? Was macht man mit einem Verstand, der sich mit derart wichtigen Dingen beschäftigt?

Paolo Sanna langte unter dem Tisch durch und berührte den Sitz aus Korbgeflecht, auf dem kurz zuvor noch das Mädchen gesessen hatte.

Er tastete nach dem weichen, zerknitterten Taschentuch, das das Mädchen liegen gelassen hatte.

Und plötzlich wurde ihm eines klar: Irgendwo tief drinnen im hintersten Winkel seines Verstandes hatte er einen Kampf mit sich selbst ausgefochten. Und eine kurze Zeit lang hatte er sich dagegen gewehrt und sich geweigert zu verstehen. Zu verstehen, dass dieses einfache Stück Stoff eine unwahrscheinlich starke Anziehungskraft auf ihn ausübte.